

# Bertolt Brecht:

## Maria

Die Nacht ihrer ersten Geburt war  
Kalt gewesen. In späteren Jahren aber  
Vergaß sie gänzlich  
Den Frost in den Kummerbalken und rauchenden Ofen  
Und das Würgen der Nachgeburt gegen Morgen zu.  
Aber vor allem vergaß sie die bittere Scham  
Nicht allein zu sein  
Die dem Armen eigen ist.  
Hauptsächlich deshalb  
Ward es in den späteren Jahren zum Fest, bei dem  
Alles dabei war.  
Das rohe Geschwätz der Hirten verstummte.  
Später wurden aus ihnen Könige in der Geschichte.  
Der Wind, der sehr kalt war  
Wurde zum Engelsgesang.  
Ja, von dem Loch im Dach, das den Frost einließ, blieb nur  
Der Stern, der hineinsah.  
Alles dies  
kam vom Gesicht ihres Sohnes, der leicht war  
Gesang liebte  
Arme zu sich lud  
Und die Gewohnheit hatte, unter Königen zu leben  
Und einen Stern über sich zu sehen zur Nachtzeit.

Ein Gedicht, das ich mir als mein privates  
Kalenderblatt für den 24.12. eines jeden  
Jahres gesetzt habe, als Gegengift gegen die  
süßliche Weihnachtsbimmel, als ernsten  
Hintergrund für die Festfreude, die dann  
kommen mag.

Das Lesen ist ein Prozeß der Enttäuschung,  
das Gedicht vermiest uns zunächst die  
heimelige Stimmung, die verlogene  
Gemütlichkeit, indem es an den Ursprung

erinnert, das aber genau und konkret. Wir  
feiern die Geburt eines Arme-Leute-Kinds,  
wir starren in Kälte und Dreck, Wehen und  
das ekelnde Auswürgen der Nachgeburt. So  
und nicht anders geht Menschwerdung,  
auch die Menschwerdung Christi.

Theologen werden wohl gleich feststellen,  
daß das Evangelium doch genau das er-  
zählt, die Geburt im Stall, den Anfang des  
Lebens, das am Galgen enden wird: Das

braucht uns kein Dichter zu erzählen, das wissen wir schon. Aber neu für Theologen ist vielleicht die schöne Weise, wie uns der Prozeß der Legendenbildung gezeigt und erklärt wird, kritisch auf ihn zeigend, aber durchaus verständnisvoll. Wie plausibel werden die bekannten Elemente des Festes aus den wahrscheinlichen Fakten des Stalls hergeleitet, der Wind wird zum Engels-gesang gewandelt, die Hirten zu Königen ernannt. Ja, so muß es wohl gewesen sein. Paradox genug: die Unerträglichkeit der Armut, mit offenen Augen gesehen, mit den Augen Mariens nämlich, das malt die Legenden, die goldenen. Verblüffend präzise und deshalb überraschend ist die Einführung in die bittere Scham, nicht allein sein zu dürfen, sondern beobachtet zu werden in der Schäßigkeit der Unterkunft, der Nacktheit der Schmerzen. Maria selbst also wird uns ganz realistisch gezeigt, aber die Mutter lenkt den Blick auf ein seltsam helles Geheimnis: den Sohn, den wahren Grund der Legende. Ich weiß nicht, ob Brecht sich damals um die historisch-kritische Forschung des Neuen Testaments gekümmert hat, -aber zweifellos haben wir hier so etwas wie eine historisch-kritische Poesie, die mit konkreter und mitfühlender Phantasie nachvollzieht, was gewesen sein könnte.

Brecht hat die Gruppe der Weihnachtsgedichte, in der sich unser Text findet, um die Mitte der zwanziger Jahre geschrieben, es ist die Zeit seines Abschieds von der Heimatstadt Augsburg, des Umzugs nach der Weltstadt Berlin, des Abschieds vom Haus des Vaters, an den ihn nicht viel bindet. Gebunden war er aber an die Mutter, die 1920 gestorben war, die er verehrt hat, die ihn zum verwöhnten Kind gemacht hat, dem kränkelnden, das ständig umsorgt werden mußte. Soll man in unserem Gedicht auch einen Reflex dieser Familiensituation sehen? Als sei das Gedicht in einer verborgenen Bedeutungsschicht auch ein Abschied von der eigenen Mutter und ihrer Welt, eine letzte Geste der Verehrung, und damit auf vertrackte Weise eine Art Selbstporträt des jungen Dichters, der eben auch den Gesang liebte, und sich gerade anschickte, unter die Mächtigen seiner Zeit zu gehen? Wer weiß.

Seinen Höhepunkt aber hat der Text erst, wenn er scheinbar zum Schluß kommt, denn in seiner Kadenz wechselt er das Thema und stellt uns den Sohn vor. Wenn das Gedicht uns erzählt, daß der leicht war, Gesang liebte, so klingt das in unseren Ohren durchaus nicht dunkel, es ist nur aufs erste Hören nicht zu verstehen, weil es an nichts anschließt, was uns bekannt ist. Auch stören die Zweideutigkeiten unser Verstehen, was heißt schon leicht sein? Für andere leicht zu ertragen? Für welche andere? Die Könige? Die Armen?

Und warum hat er die Gewohnheit, unter Königen zu leben, hat die nicht jeder? Muß sie doch haben, weil er doch die Könige über sich so wenig los wird wie die Sterne!

So grübelnd entläßt uns das Gedicht in die Feiertage, in die von der Not gedrungene Alltagswelt.

Und wann werden wir sein helles Gesicht sehen? Arme zu uns laden? Wann werden wir wieder Augen haben, Sterne über uns zu sehen zur Nachtzeit? Und wann endlich werden wir uns der Gewohnheit entledigen, unter Königen zu leben? Den Gesang lieben?

Wer weiß.

So habe ich Jesus nur in diesem Gedicht gesehen, die Sprache ist mir zunächst fremd und unerwartet erschienen, nie wäre ich auf die Idee verfallen, Jesus leicht zu nennen, oder ihn zu sehen, wie er durch das nächtliche Galiläa spaziert, zu einem Stern aufblickend. Singend.

So löst das Gedicht auch nicht die standardisierten Reaktionen aus, die Ach so - Erlebnisse, die jährlich wiederkehren: es ist wieder Weihnachten.

*Peter Goergen*